

Im Wald

Marilena denkt oft an den Wald, an die Hütte und an den See. Wie sie sich fühlte, als sie dort lebte. Diese Mischung aus Betäubtheit und höchster Aufmerksamkeit. Es war kein Geheimnis. Ein knappes Jahr verbrachte sie in der Hütte und unter freiem Himmel. Zuvor hatte ihr der Zahnarzt eine Bisschiene gefertigt, weil sie nachts mit ihren Kiefern mahlte. Regine und die Nachbarn flüsterten unter vorgehaltener Hand. Heute möchte Marilena zu dem Thema nichts mehr sagen.

Onkel Wendelin suchte sie oft im Gehölz auf, Cecilie so selten wie möglich, Regine nie. Vermutlich ertrug Cecilie die Vorstellung nicht, eine Schwester, die in den Wäldern haust, eine Schwester, die überschnappt. Einmal war Cecilie mit Onkel Wendelin gekommen. Sie hockten auf einer Isomatte im Schnee, Schinkenbrote und Schwarztee, beinahe wollte es einem Sonntagsausflug ähneln. Cecilie schien aufgeregt, ihre rote Mähne glänzte unter den Sonnenstrahlen, die durch die Kronen fielen. Marilena vernahm Vokabular und Sätze, denen sie nicht folgen konn-

te. Alles was draußen im wirklichen Leben geschah, schien ihr so weit. Plötzlich nahm Cecilie Marilenas Gesicht zwischen die Hände. Sie bat Marilena, eine Psychotherapie zu machen oder eine Behandlung in einer professionellen Einrichtung. Als Marilena stumm den Kopf schüttelte, nahm die Schwester ihre roten Handschuhe und eilte schluchzend fort. Es kam selten vor, dass Cecilie die Fassung verlor.

Marilena hatte Herzrasen, in ihrer Brust war es eng geworden.

Sie fühlte Erleichterung, mit jedem Schritt, den Cecilie in die Zivilisation zurückrannte.

Die ersten Nächte verbrachte sie in der Hütte. Wurde es ihr darin zu eng, weil die Holzwände schief auf sie zuliefen, weil sie keine Sterne sah, schlief sie draußen in einem Hochstand. Dicke Daunen und ein Schlafsack schützten sie vor dem Frost. Sie kannte den endlosen Winter in Island. Wovor sollte sie sich fürchten? Als in den frühen Morgenstunden mehrmals Jäger auftauchten, um im Hochstand auf Wild zu warten, übernachtete sie wieder in der Hütte. Eine Zeitlang war es gut.

Aber dann kamen Nächte, in denen Lyra im weißen, gebrochenen Hemd mit einem Schuh durch den Schnee zog. Vielleicht um sie zu finden, hielt Marilena nach einem neuen Schlafplatz Ausschau. Unter einem geschützten Felsvorsprung richtete sie sich ein. Isomatte, Decken, Matratze, Äste, Reisig und Moos. An dem Platz kam am Morgen immer die Sonne hin.

Onkel Wendelin brachte eine Gasflasche, Suppentöpfe, Konservendosen, Öllampen und Lebensmittel. Die Hütte war seit Jahren unbewohnt. Sie hatte dem Großvater gehört. Als Wendelin begriff, dass Marilena nicht vorhatte, nach Hause zu kommen, ließ er einen Traktor voller Holz bringen.

„Warum läufst du vor uns fort?“, fragte Onkel Wendelin, nachdem er sie unter dem Felsvorsprung aufgespürt hatte. Marilena antwortete nicht gleich. Sie hatte Schneeeruch in der Nase und feuchte Füße. Erst später sagte sie zu Wendelin: „Ich laufe nicht fort. Seit ich hier draußen lebe, weiß ich, dass ich auf etwas zulaufe. Ich laufe auf Lyra und auf das Getragen-Sein in der Welt zu.“

Wendelin kam regelmäßig. Immer in Sorge um sie brachte er Kisten mit warmen und wärmeren Anzihsachen. Marilena berührte seinen Arm und sagte, „Danke, ich brauche nichts mehr.“ Wendelin stand oben auf der Lichtung, wollte etwas erwidern, versuchte anzusetzen. Aber der Wind blies ihm Worte und Silben aus den Sätzen.

Manchmal schlich sie in ihre Wohnung. Sie wohnte damals im Erdgeschoss, wo heute Regine haust. Sie nahm ein heißes Bad oder lag mit aufgerissenen Augen auf Lyras Bett. Gegen Abend spürte Marilena, wie sich Wände kreuzten und verquerten. Sie hatte keine Wahl. Es galt zu fliehen.

Regine hatte sie meistens bemerkt. Sie unternahm nichts, um Marilena zum Bleiben zu überreden. Kein

Gruß, keine Frage, kein Wort. Ab und zu stand heißer Pfefferminztee vor Marilenas Wohnungstür.

Einmal nahm sie in einem Lederkoffer Lyras Kleider mit in den Wald.

Wurden die Beine und Arme steif, lief sie sich die Kälte aus dem Körper. So lange bis ihre Glieder wieder beweglich wurden. Nichts konnte ihr hier geschehen.

Der Schneefall war besonders und brachte die Ruhe vom Himmel. Es schien, als mache das Schweben der Flocken die Stille erst hörbar. Ein Hauch und noch ein Hauch, Engelsflügeln gleich. Das Knirschen unter den Pelzstiefeln. Das Wattetuch breitete sich aus, wurde weit und verschluckte eine Welt. Zuweilen bemerkte Marilena Spuren im Schnee, vernahm den Atem von Tieren.

Marilena fühlte sich leicht, selbst mit dem großen Koffer. Frei von Familie. Frei von Angst. Frei von Schuld. Auch den Tod fürchtete sie nicht. In der Natur war der Tod allgegenwärtig, er gehörte zum natürlichen Rhythmus.

Es gab weder Vergangenheit noch Zukunft, alles schien in sich aufgehoben. Lediglich die Ringe eines gefällten Baumes oder das Dunkeln der Beeren erinnerten Marilena daran, dass die Zeit verging. Der Wald war ein weiter Raum, den sie betreten durfte. Manchmal erinnerte er sie an eine Kathedrale. Das diffuse Licht. Die Feierlichkeit. Bäume, Schnee, Wiesen und See. Alles zusammen ergab ein Wesen. Das

Wesen fragte nicht, wo sie geboren wurde oder was sie angerichtet hatte. Es öffnete sich und wand sich ihr zu.

Zuweilen entdeckte sie die Fratzen von Trollen auf Felsen, im Geäst oder in Holzstümpfen. Das Antlitz von Elfen in den Moospolstern oder Schneewehen. Sie erinnerte sich an Edda, die überzeugt war, dass derlei existierte. In Reykjavík gibt es ein Elfenministerium. Vor dem Bau der Ringstraße um die Insel wurden die Naturbewohner befragt. Als dann doch Arbeiter erkrankten, Bagger zerbrachen, beauftragte die Stadtverwaltung ein Medium, um noch einmal mit den unsichtbaren Seelen zu sprechen. Man verlegte Felstrümmer und wich da und dort von der ursprünglich vorgesehenen Trasse ab, um die Elfen zu besänftigen. Verbringt der Mensch viele Stunden unter freiem Himmel, spricht er mit den Bäumen, den Steinen und dem Wind. Der Blick wird ein anderer.

Es gab gute und weniger gute Tage. Wirklich schlecht waren sie nie. Sie vermochte der Schwere zu entlaufen. Oft sah sie sich von außen. Eine junge, dunkelhaarige Frau zwischen Bäumen hindurch schreitend. Ob Lyra sich auch von außen gesehen hatte? Im Schmutz liegend und dann auf ein helles Licht zugehend? Es gab Menschen, die die große Grenze überschritten hatten, ins Leben zurückkehrten und derlei erzählten. Die Seele altere nicht, hieß es in manchen Kulturen. Demzufolge waren Marilenas und Lyras Seelen während ihres Beisammenseins gleich alt. Marilena mochte den Gedanken.

Sie schmiegte ihre Wange an einen Stamm. Es wurde Frühling und Sommer, es duftete nach Nadeln, Borke und Holz. Die Fichte umarmend legte sie den Kopf in den Nacken und starrte in die Äste. Das Zwitschern der Vögel, ein klopfender Specht, Wolken und dazwischen das flirrende Blau des Himmels. Der Wind war durchsichtig und fühlte sich mild an. Während sie das Spiel des Windes beobachtete, ohne Ziel und Ursache, Rauschen und Knacken vernahm, atmete sie tief ein. Alles wurde zu einem wunderbaren Gefühl und verband sich mit ihr.

In hellen Nächten lief sie auf die Lichtung, sah Mondsichel und Berge und Sterne rundum. Die Berge sahen aus wie schlafende Vögel. Und einmal hörte sie die Berge singen, mit dem Mond und den Sternen.

Das hatte sie niemandem erzählt. Nicht einmal dem Therapeuten.

Es gab auch andere Tage.

Tage, in denen sie den Wald als Krankheit empfand. Wuchernd und unberechenbar. Im Spätfrühling schaufelte sie ein Loch. Lyras Kleider rochen nicht mehr nach ihrem Mädchen, sondern nach Feuchtigkeit und Moder. Zuerst verlor das Gedächtnis die Stimme, dann den Geruch eines Menschen. Während Marilena die Kleider mit Erde zuschaufelte, dachte sie an Lyras Lachen, den ersten Blick, den sie ihr zuwarf, blau wie das Meer, manchmal hatte sie die Versöhnung der Welt darin gesehen, an die Spaziergänge am Fluss, an Lyras Gewohnheit zu wei-

nen, wenn sie hungrig war, Tiere, die sie immerzu streicheln wollte, egal wie gefährlich sie Marilena schienen, Lyra, die im Zoo den Hals des Orang-Utans umarmte und wie der Orang-Utan die Augen schloss. Marilena bürstete Lyras Mähne in fünfzig Bürstenzügen und flocht sie zu einem Zopf. In Lyras Gegenwart fiel weiches Licht auf die Umgebung. All das hatte sie in ihre Reglosigkeit mitgenommen. Marilena hievte die letzte Schaufel. Sie fühlte eine Last auf sich. Es war, als liege sie mit Lyras getragenen Kleidern unter der Erde.

Marilena irrte eine Weile im Wald umher. Nach Stunden wurde es besser. Der Wald lehrte sie, einfach da zu sein. In einem Zustand des aufmerksamen Wachens. Es zählte der Augenblick. Nichts weiter.

Jogger und Spaziergänger verließen selten die Pfade. Marilena begegnete kaum einem. Nur Kinder ranneten ins Unterholz und freuten sich an den Überraschungen des Waldes. Eine Spinne, ein toter Maulwurf, ein gefrorener Tümpel, ein silbernes Rascheln.

Marilena vernahm die Pfiffe der Erwachsenen, die sie auf die markierten Pfade zurückholten.

Unberechenbar waren die Jäger. Es fielen Schüsse. Vor ihnen musste sie sich in Acht nehmen.

Die Blätter färbten sich bunt, kräuselten, fielen ab und bedeckten den Waldboden.

Marilena kniete vor dem Steinofen und zündete mehrere Streichhölzer an. Sie blies ins Ofenloch, um

das Feuer zu entfachen. Draußen türmten sich Wolken schwarz zusammen.

Im Herbst klopfte Onkel Wendelin an die Hütentür. Als Marilena öffnete, sank er in die Knie. Inzwischen goss es erbarmungslos. Wind und Regen peitschten und prasselten. Sein Gesicht, der Lodenmantel, die Hosen, die Schuhe glänzten vor Nässe. Marilena solle heimkommen, er wisse sonst nicht mehr wohin. Sie dürfe nicht derart hart mit sich ins Gericht gehen, mit ihm und Regine.

Keine Vögel, keine Sterne, keine Flugzeuge am Himmel. Nur tiefhängende Wolken, Wasserströme und Grau.

Marilena willigte ein und spürte gleichzeitig, dass etwas in ihr zerbrach.